

# Theoretische und praktische Grundlagen einer Polizeiwissenschaft

Uwe Füllgrabe, Hann. Münden

Magazin für die Polizei, 30. Jahrgang, Nr. 281, September 1999, S.13 - 18

## 1. Was ist „Polizeiwissenschaft“?

Vom 31. Mai – 2. Juni 1999 fand an der Polizei – Führungsakademie in Münster ein Internationales Seminar zum Thema „Polizeiliche Handlungslehre – Polizeiwissenschaft“ statt. Dabei wurde u. a. die Notwendigkeit deutlich, den Begriff der **Polizeiwissenschaft** zu definieren und deren Inhalte zu bestimmen.

Interessant ist, dass der Begriff „Polizeiwissenschaft“ schon viele Jahre existiert, ohne dass der Begriff ausdrücklich definiert wird. Beispielsweise erwähnt der Herausgeber der Zeitschrift

„**Die Polizei . Polizei – Praxis**“ (Januar 1959, S. 2): „....die Fachzeitschrift >> POLIZEI – PRAXIS << als Nachfolge – Organ der Zeitschrift gleichen Namens der früheren Vereinigung für **polizeiwissenschaftliche** Fortbildung begründet worden war.“

Ab dem 51. Jahrgang (Heft 1 vom 8.1.1960) verändert sich dann der Titel von „**Die Polizei. Polizei –Praxis**“ in „ **Die Polizei**“, die dann als Untertitel führt :

„ Polizei - Praxis

Zentralorgan für das Sicherheits – und Ordnungswesen, **Polizei – Wissenschaft**,  
-Recht, - Praxis“

Ich habe in den Zitaten die Begriffe „polizeiwissenschaftlich“, „Polizei – Wissenschaft“ herausgehoben, um aufzuzeigen, dass man offensichtlich davon ausging, dass der Leser sich unter diesen Begriffen etwas vorstellen konnte, dass aber je nach dem Umfeld durchaus etwas anderes mit den Begriffen gemeint war. Im ersten Zitat wird polizeiwissenschaftliche Fortbildung als Voraussetzung für Polizeipraxis angesehen. Im zweiten Zitat besagt der Untertitel, dass Polizeiwissenschaft *neben* Polizeirecht und Polizeipraxis existiert.

Da aber eine Wissenschaft genau definiert sein muss, möchte ich die Definitionen zitieren, die Professor Schneider am 2.6. 1999 bei seinem Vortrag an der Polizei – Führungsakademie vortrug, weil sie meiner Ansicht nach sehr anschaulich und umfassend den Begriff „Polizeiwissenschaft“ darstellen.

Professor Schneider definierte den Begriff **Polizeiwissenschaft (Police Science)** im weiteren Sinne als die Verwendung von verschiedenen Wissensgebieten, z.B. Kriminalistik, Kriminologie, Gerichtsmedizin usw. für polizeiliche Zwecke.

Als **Polizeiwissenschaft** (im engeren Sinne) definierte Professor Schneider : „Das Wissensgebiet, das die Polizei als Institution (**Police**) und ihr Verhalten ( **Policing**) – wie es ist, wie es sein soll und wie es nicht sein sollte – mit wissenschaftlichen Methoden theoretisch (**Police Theory**), systematisch und empirisch (Police and Research) mit dem Ziel erforscht, die Polizei - Organisation zu ermitteln.“

## 2. Die drei Arten der Wissenschaft

Wolman (1965, p. 3) schreibt: „Wissenschaftler besitzen kein Monopol auf die Wahrheit. Der Durchschnittsmensch besitzt eine Menge an Wissen, ohne Wissenschaft auszuüben, aber der Hauptunterschied zwischen Wissenschaft und allgemeinem Wissen besteht darin, dass Menschen immer dann Wissenschaftler sind, wenn sie danach streben, unbekannte Fakten zu entdecken und ihre Beobachtungen zu beweisen. Kurz gesagt, Wissenschaft ist eine Handlung, die darauf abzielt, die Wahrheit zu entdecken und Beweise dafür zu erbringen, dass die Wahrheit entdeckt wurde.“

Wolman (1965) unterscheidet dann drei Kategorien von Wissenschaften.

1. Wissenschaften, die Aussagen darüber machen, ob eine Aussage über Objekte oder Ereignisse richtig oder falsch ist.
2. Praxeologische Wissenschaften wie Medizin, Politische Wissenschaften, Erziehung usw., die aussagen, *was* und *wie* es getan werden müsste.
3. Formale Wissenschaften. Die Lehrsätze sind nicht auf Objekte oder Ereignisse bezogen, sondern beschäftigen sich mit Zeichen, Symbolen, Lehrsätzen, dem Sinn usw. Als Beispiele folgende Aussage aus einem Lehrbuch der Logik „Wenn  $p$ , dann  $q$ “, in Zeichen ausgedrückt: „ $p > q$ “, oder die Formel  $(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$ .

Wolman (1965, p. 4) schreibt: „Obwohl sie keine Informationen bezüglich Objekten oder irgendwelche Ratschläge für Handlungen beinhalten, sind sowohl die logischen als auch die mathematischen Aussagen Aussagen über die Richtigkeit. Mehr noch, ihre nichtempirische Wahrheit ist anwendbar auf viele reale Situationen.“

Formale Wissenschaften und symbolische Logik können hilfreich sein bei der Analyse von Vorgehensweisen und Ergebnissen der empirischen und praxeologischen Wissenschaften.“

Viele wissenschaftliche Bereiche stellen eine Mischung dieser drei Kategorien dar. Z. B. ist die Klinische Psychologie eine empirische und praxeologische Wissenschaft. Auch eine Polizeiwissenschaft kann als praxeologische Wissenschaft angesehen werden.

## 3. Die Notwendigkeit der Theoriebildung

„Empirische Generalisationen beschreiben, welche Dinge geschehen, wie sie geschehen und wie oft sie geschehen. Wissenschaft muß jedoch über die beobachtbaren Dinge hinausreichen und Schlussfolgerungen machen hinsichtlich der Verknüpfungen und Beziehungen. Eine Sammlung von Daten ist kein wissenschaftliches System, genauso wie ein Stapel Backsteine kein Haus ist, wie Poincaré sagte. Wissenschaft besteht aus Fakten und Theorien, die die Fakten *erklären*.“ (Wolman, 1965, p. 15)

Theorien gehen über Beschreibungen hinaus. Sie erklären, **warum** etwas so ist, z.B. , warum Erziehungsmängel zu kriminellem Verhalten führen können.

Theorien können auch Hypothesen, unbewiesene Annahmen, beinhalten. Diese Hypothesen können und müssen dann überprüft werden. Dieser Hinweis ist deshalb wichtig, weil man oft unüberprüfte Hypothesen als gesicherte Tatsachen ansieht, was z.B. bei den soziologischen Kriminalitätstheorien der Fall ist.

#### 4. Warum brauchen wir eine *Polizeiwissenschaft*?

Eine Polizeiwissenschaft hat – vereinfacht ausgedrückt – zwei Aufgaben:

1. Die Polizeiwissenschaft soll polizeiliches Handeln gemäß wissenschaftlicher Prinzipien untersuchen. Dies hat den Vorteil, dass man die Prinzipien kennt, die erfolgreichem oder erfolglosem polizeilichen Handeln zugrunde liegt. Das Wort Wissenschaft ist hier wortwörtlich zu nehmen, im Sinne: „Man weiß etwas mit Sicherheit.“ Man ist über das Stadium der Spekulation hinaus. Man kann seine Meinung gesichert begründen.
2. Aus den Erkenntnissen der Polizeiwissenschaft sollen konkrete Lösungen für praktische Probleme abgeleitet werden.

Eine wissenschaftlich begründete polizeiliche Praxis ist aus verschiedenen Gründen **für die Praxis nützlich**:

1. Man kann seine Tätigkeit nach gesicherten Prinzipien ausrichten.
2. Man kann diese Prinzipien in einer bestimmten Situation leichter aus dem Gedächtnis abrufen. Die einzelnen Prinzipien stehen nämlich nicht isoliert dar, sondern befinden sich in einem geordneten und übersichtlichen Netzwerk. Dadurch werden sie übersichtlich.
3. Man kann die Ausbildung gemäß diesen Prinzipien entsprechend gestalten.

Die Frage ist nun, warum es überhaupt notwendig ist, noch eine Polizeiwissenschaft aufzubauen. Reicht es nicht aus, bisherige Erkenntnisse zur polizeilichen Tätigkeit zusammenzustellen und z.B. in einer mehrbändigen Buchreihe mit dem Titel „Polizeiwissenschaft“ zusammenzustellen?

An eine Polizeiwissenschaft müssen aus theoretischen und praktischen Gründen verschiedene wissenschaftliche Anforderungen gestellt werden, z. B. :

1. Eine Polizeiwissenschaft muss empirisch begründet sein.
2. Diese Erkenntnisse dürfen nicht isoliert nebeneinander stehen, sondern müssen in Theorien systematisiert werden.
3. Eine Polizeiwissenschaft muss ein realistisches und sachgerechtes Weltbild beinhalten.
4. Eine Polizeiwissenschaft muss „streetwise“ sein, d.h. sie muss auch das beinhalten, was das Denken und Handeln der Personengruppen ausmacht, mit denen der Polizeibeamte in Kontakt kommen kann.
5. Eine Polizeiwissenschaft muss die gewonnenen Informationen systematisch für die Praxis aufbereiten und den Polizeibeamten vermitteln.

Bei einer kritischen Bestandsaufnahme – auch in anderen Ländern - muss man feststellen, dass diese Bedingungen häufig nicht erfüllt sind. Und eine Polizeiwissenschaft kann nicht dadurch aufgebaut werden, dass man die bisherige Literatur zur Polizei zusammenträgt, weil man dort relativ häufig nicht empirisch gesicherte Aussagen findet, die

- lediglich mehr oder minder plausible Meinungsäußerungen darstellen
- ein statisches Weltbild verraten, das die tatsächlich wirkenden Prozesse verschleiert und deshalb
- wenig hilfreich für die Praxis sind.

## 5. Das sachgemäße Weltbild

Untersuchungen von Spitzenkönnern in verschiedenen Berufen (Garfield, 1986) oder guten Systemsteuerern (Dörner, 1989) zeigen immer wieder auf, dass es wichtig ist, die Mikro – *und* die Makroperspektive eines Sachverhalts oder eines Problems zu betrachten, also etwas aus der „Froschperspektive“ *und* der „Vogelperspektive“ zu betrachten. Für eine Polizeiwissenschaft ist also unbedingt notwendig, *gleichzeitig* konkretes polizeiliches Handeln zu beobachten und zu analysieren **und** dies dann aus theoretischer Sicht zu betrachten. Ein gutes Beispiel dafür ist die Eigensicherung.

Nur bei wenigen Berufen besteht die Möglichkeit, in lebensbedrohliche Situationen zu geraten. Dies ist aber genau das Risiko, das ein Polizeibeamter täglich eingeht. Es ist deshalb aus praktischen Gründen notwendig, genau die Situationen zu analysieren, in denen Polizeibeamte angegriffen oder getötet wurden. Dies wurde z. B. in Deutschland (Sessar, Baumann & Müller, 1980) und den USA (Pinizzotto & Davis, 1995; Pinizzotto, Davis & Miller III, 1997, 1998) durchgeführt. So wichtig und aufschlußreich aber eine derartige Betrachtung der konkreten Vorfälle ist, sie zeigt zumeist nicht die *Gründe* auf, warum z.B. die verletzten oder getöteten Polizisten teilweise irrational und selbstschädigend handelten : einem Gewalttäter den Rücken zu drehen, ohne geladene Pistole in ein Gebäude zu gehen usw. Derartiges Fehlverhalten mit Gedankenlosigkeit wegen der „Routine“ usw. „erklären“ zu wollen, erhellt die wahren Probleme nicht. In Wirklichkeit spielen hier z.B. unangemessene kognitive Schemata, Sichtweisen, die sich z.B. aus dem in der Kindheit geprägten Bindungsstil der Person ergeben, eine Rolle (Füllgrabe, 1999a, 2002). Auch fehlt solchen Personen offensichtlich ein **systemisches Denken**, d. h. sich selbst als ein handelnder Teil eines Gesamtsystems zu sehen. Und hier wird die Parallele zu einer Untersuchung von Heublein (1997) deutlich.

Heublein (1997) ließ Versuchspersonen in einer Computersimulation Waldbrände löschen. Einige der Versuchspersonen schickten z.B. Löschhubschrauber zu den Brandherden, ohne sie vorher aufzutanken. Die Ähnlichkeit dieses Fehlverhaltens mit dem der Polizisten, die ohne geladene Waffe in ein Gebäude gingen (Sessar et al., 1980) ist unverkennbar. Offensichtlich geht es in solchen Fällen nicht nur um bloße Vergesslichkeit, sondern hier wirken bestimmte andere mächtige Faktoren, die in falschen Denkstrukturen zu finden sind. Es wird am Beispiel des **systemischen Denkens** deutlich, dass eine Polizeiwissenschaft sich auch an Themen und Gebieten orientieren muss, bei denen man auf den Blick vielleicht keinen direkten Bezug zur Polizei vermutet.

Obwohl Heublein (1999) in ihrem Artikel in dieser Ausgabe nicht *direkt* auf polizeiliche Themen eingeht, besitzt dieser Beitrag eine große theoretische und praktische Bedeutung, weil die darin geschilderten Faktoren wichtig für das Verständnis polizeilicher Aufgaben, innerbetrieblicher Entscheidungen, Tätertherapie usw. sind. Wichtig ist auch, dass die Autorin neue Denkweisen für die Bewältigung der Zukunft aufzeigt. Dies bedeutet nicht nur, einige neue Ansichten zu übernehmen, sondern auch, dass ein neues Weltbild notwendig wird. **Wir werden nämlich häufig durch ein statisches Weltbild in unseren Denkstrukturen und Handlungsweisen eingeschränkt.** Dies wird am Beispiel der Intelligenztests deutlich, bei denen lediglich ein Gesamtwert für die Leistung einer Person ermittelt wird. Was sagt z.B. ein IQ (oder ein Intelligenzprofil) über einen Menschen aus? Man kann z.B. Intelligenz als eine Eigenschaft ansehen, die man hat oder nicht hat. Dies ist ein **statisches** Weltbild (s. a. Heublein, 1999). Man kann Intelligenz auch völlig

anders betrachten: **als Ergebnis eines individuellen Problemlösungsprozesses**. Diese unterschiedlichen Betrachtungsweisen haben durchaus unterschiedliche Konsequenzen. Wenn man ein statisches Weltbild hat, kann man sich nicht vorstellen, dass man die Intelligenz eines Menschen steigern könnte. Wer dagegen den Wert eines Intelligenztests als Ergebnis eines Problemlösungsprozesses ansieht, kann nach Lösungen suchen, um diese Prozesse zu verbessern. Beispielsweise lässt sich durchaus durch die Training eines sorgfältigeren Problemlösungsstils das häufige impulsive Herangehen an Intelligenztests vermeiden und die Leistung im Intelligenztest deutlich steigern (Whimbey, 1976; Füllgrabe, 1978).

Auch ehrliches, pünktliches, hilfsbereites, konformistisches und anderes Verhalten ist das Ergebnis eines individuellen Entscheidungsprozesses (Füllgrabe, 1978, 1997). Deshalb kann die gleiche Person je nach Situation unterschiedliches Verhalten zeigen. Dass das Verhalten eines Menschen relativ stabil und konstant ist oder zu sein scheint, hängt z.B. damit zusammen, dass die Gedanken und Fantasien, die diesem Entscheidungsprozeß zugrunde liegen, relativ stabil sind und dass die Situationen des Alltags ein bestimmtes Rollenverhalten vorschreiben (Mischel, 1976).

Dies hat Konsequenzen für die Praxis, die häufig übersehen werden. Um einen Menschen zu beschreiben, genügt es nicht, nach seinem „typischen“ Verhalten zu fragen. Wichtiger und aufschlussreicher ist vielmehr, sein **Verhaltensrepertoire** (Füllgrabe, 1978) zu bestimmen. Dass der gleiche Mensch ehrliches *und* unehrliches, freundliches *und* feindseliges Verhalten usw. je nach Situation zeigen kann, ist keineswegs trivial. In der Bezeichnung „gespaltene Persönlichkeit“, die ein Polizeibeamter für einen Mörder benutzte, drückt sich sein Erstaunen darüber aus, dass dieser Mörder in anderen Situationen auch freundliches Verhalten zeigte.

Ein sachgerechtes Weltbild hilft, derartiges Erstaunen zu vermeiden.

Fazit: Es ist oft nicht ausreichend, nur einen IST – Zustand zu registrieren, sondern auch notwendig, den Weg zu analysieren, der dahin führte, die einzelnen Entscheidungsprozesse. In der Praxis ist dies z.B. bei der Vernehmung und der Glaubwürdigkeitsbeurteilung wichtig, weil sich aus der **Entstehungsgeschichte einer Aussage** beispielsweise erkennen lässt, dass hier eine Suggestivwirkung stattfand oder dass der Beschuldigte an einer Stelle Angst (oder eine Reaktion beim Polygraphen) nicht wegen der Tat, sondern wegen einer völlig harmlosen Sache zeigte (Füllgrabe, 1995). Deshalb könnten die von Heublein (1999) vorgeschlagenen Trainingsmaßnahmen mit Computersimulationen ein gutes Mittel sein, einem statischen Weltbild entgegen zu wirken.

## 6. Die Notwendigkeit der Integration von Erkenntnissen

Es ist also für eine Polizeiwissenschaft wichtig, dass sie sich auch mit weit entfernt scheinenden Themen beschäftigt. Die Fülle der empirischen Erkenntnisse können nun zu dem führen, was Sacks (1998, S. 182) für die Naturwissenschaften beschrieb: neue Konzeptionen in Kosmologie, Neurologie usw. wären nicht möglich gewesen „ohne >> die Früchte aller unserer analytischen Ermittlungen <<, die hundert oder mehr Jahre >> Mikro<<wissenschaft, die ihnen vorausgingen.“ Aber aus den bruchstückhaften Beobachtungen der Mikrowissenschaft muss eine Einheit

erstellt werden, z. B. „in der Kernphysik, in der die derzeit schwindelerregende Menge von >>Elementarteilchen << auf die Bestätigung ihres Platzes im sogenannten Standardmodell wartet“ (Sacks, 1995, S. 182).

Das gleiche gilt auch für eine Polizeiwissenschaft. Musil (1999) betont in seinem Beitrag in dieser Ausgabe, dass bereits mehrere Wissenschaften Bereiche polizeilichen Handelns untersucht haben. Die einzelnen Wissenschaften betrachten aber nur Teilaspekte der polizeilichen Tätigkeit und können deshalb nicht in genügendem Maße deren Ganzheit, Komplexität und alle Strukturbeziehungen zwischen ihren Elementen erfassen. „Die Addition ist nicht die Integration.“ Deshalb ist es wichtig, die gewonnenen Erkenntnisse in eine einheitliche Polizeiwissenschaft zu integrieren. Grundlage der Polizeiwissenschaft muss die **Polizei**praxis sein, die „Tausende von Varianten der komplexen polizeilichen Situationen.“ Die materiellen und personellen Grundlagen einer Polizeiwissenschaft sind im Augenblick relativ schwach. Umso wichtiger ist, den Trend zu der internationalen Zusammenarbeit nicht nur in der Polizei

praxis, sondern auch in der Theorie zu stärken. Wenn es auch kaum möglich ist, *alle* polizeilichen Themen unter *ein* Prinzip einzuordnen, so wird in diesem Artikel doch am Beispiel der Eigensicherung, der Vernehmung und den Vorgehensweisen von Trickbetrügern aufgezeigt, dass man viele zwischenmenschliche Bereiche polizeilichen Handelns gemäß einer **zwischenmenschlichen Spieltheorie** betrachten kann.

Zum Faktor Gesundheit bei der polizeilichen Arbeit s. Füllgrabe (1999b).

## 7. Was macht einen „guten“ Polizisten aus?

Eine Polizeiwissenschaft muss empirisch begründet sein. Diese Forderung ist keineswegs trivial. Die Realität zeigt nämlich, dass sie keineswegs erfüllt ist. Dazu exemplarisch einige Beispiele.

Bereits 1970 hatte Hornthal (1970, S. 5) betont. „Berufsbildforschung muß experimentelle Forschung sein und darf sich nicht nur auf die Hypothesen und Vermutungen von Journalisten, Polizeibeamten und Sozialwissenschaftlern stützen.“ Damit hatte er z.B. folgende Anforderungen an „den“ Polizeibeamten kritisiert. „Was erwarte ich vom Charakter des Polizeibeamten? Da kann man nur sagen, daß die Erwartungen gar nicht hoch genug sein können. Er soll ehrlich, lauter, hilfsbereit, immer freundlich, zuvorkommend, wachsam, zuverlässig und beherzt sein, er muß schnell reagieren können.“

Es ist daher von großer Wichtigkeit, daß bereits bei der Einstellung die Vorgesetzten sich der Auswahl einer Elite bewußt sind und so scharf wie möglich auf die besten Charaktereigenschaften achten.“

Eine derartige Ansammlung von wünschenswerten Eigenschaften und Verhaltensweisen finden wir auch heute noch. Begriffe wie „Stressresistenz“, „Kreativität“, „Charakterstärke“ usw. kann man bei vielen Anforderungsprofilen finden. Da aber die gleichen Begriffe z.B. sowohl als Anforderung an Verdeckte Ermittler gedacht sind, als auch an Personen, die ein „polizeiliches Erziehungsgespräch“ durchführen sollen, muss man die Frage nach ihrer praktischen Nützlichkeit stellen. Wenn selbst bei völlig unterschiedlichen Tätigkeiten die gleichen Adjektive auftauchen, kann man leicht erkennen, dass sie offensichtlich nicht nach einer intensiven **Analyse der betreffenden Tätigkeiten** erstellt wurden. Vermutlich haben sich verschiedene Personen zusammengesetzt und gefragt: „Welche Fähigkeiten, Eigenschaften muss der betreffende Beamte wohl haben?“ Aus diesen Überlegungen ergaben sich dann vermutlich diese Anforderungsprofile.

Hier sind aber mehrere Fehler und Fallen versteckt:

### 1) Man kann sich leicht im semantischen Dschungel verirren.

Dazu ein kleines Experiment, das jeder auch selbst durchführen kann. Man braucht nur verschiedene Menschen bitten, zu beschreiben, was sie sich unter bestimmten Begriffen vorstellen. Als mehrere Personen, die gleichen Begriffe „Charakterstärke“, „Einführung“, „Stressresistenz“ beschrieben, zeigte sich:

- Personen unterscheiden sich in der Art und Weise, wie sie einen Begriff deuten.
- Auch bei der gleichen Person gibt es ein breites Spektrum, in dem der gleiche Begriff verstanden wird. Z. B. reicht die Deutung von „Charakterstärke“ bei einer Person von „Widerstand gegen Gruppendruck“ bis hin zu „kooperativer Orientierung“.
- Manche Personen sind nicht in der Lage, einen oder alle Begriffe zu deuten. Er bleibt unklar, oder er wird als realitätsfern angesehen („Gibt es nicht“).
- Die einzelnen Begriffe besitzen eine unterschiedliche Streubreite, sind also unterschiedlich verständlich. Dies hängt u. a. vom Konkretisierungsgrad ab. „Stressresistenz“ wird z.B. relativ einheitlich und eng definiert, vielleicht auch wegen der größeren Vertrautheit mit der Thematik. „Charakterstärke“ wird dagegen mehrdeutig aufgefasst, stellt fast so etwas wie ein projektiver Test dar, in den man alles hinein deuten kann.
- Menschen sind durchaus in der Lage, wichtige, aber kaum explizit formulierte oder beachtete Gesichtspunkte zu erkennen. Beispielsweise wird erkannt, dass zu guter Menschenkenntnis („Einfühlungsvermögen“) z.B. gutes Zuhören gehört und der Notwendigkeit, seine eigene Person aus der Wahrnehmung heraus zu halten.
- Die jeweilige Deutung der Begriffe muss aber nicht unbedingt zur Folge haben, dass dies entsprechend in Verhalten umgesetzt wird. Angesichts der Feststellung von Asch (1952), dass relativ viele Menschen dem Gruppendruck nachgeben, ist zweifelhaft, ob jemand, der unter „Charakterstärke“ auch „Widerstand gegen Gruppendruck“ versteht, in einer realen Situation tatsächlich seine Unabhängigkeit bewahrt.

### 2) Hinter diesen Eigenschaftsbegriffen steckt ein statisches Weltbild.

Wenn z. B. gesagt wird, ein Verdeckter Ermittler benötige Stressresistenz, so steckt dahinter ein durchaus richtiger Gedanke. Aber wie beim Intelligenzbegriff tauchen wegen der Unschärfe des Begriffes zahlreiche praktische Probleme auf: Wie will man die Stressresistenz messen (etwa mit einem Fragebogen?), wie will man sie erhöhen? Lösungen dafür ergeben sich, wenn man die Ebene der Abstraktionen verlässt und sich auf die Ebene des konkreten Verhaltens begibt. Man muss sich fragen „Was geschieht hier?“, „Was muss ich konkret tun?“ usw. Dazu folgendes Beispiel :

Ekman (1985) berichtet die Reaktion von Robert Leuci, einem Undercoveragent, der eines Tages von einem Mafiaboss verdächtigt wird, ein Informant zu sein. Leuci sagt die Wahrheit, aber in extrem übertriebener Form: Ja, ich arbeite für die Regierung. Und heute Abend sollten wir nicht zu nahe bei der Musikbox sitzen, weil ich dann keine Aufnahmen machen kann. Und das Übertragungsgerät ist bei dem Barmädchen versteckt, usw. Alle Anwesenden lachen. Leuci hat es dem Mafiaboss schwer gemacht, den Verdacht weiter zu verfolgen, ohne sich lächerlich zu machen. Mit dieser **Strategie der Übertreibung** hatte Leuci ein wichtiges, universelles Prinzip verwirklicht, das für viele polizeiliche Situationen gilt, sei es eine Vernehmung, sei es die Begegnung mit einer gewaltbereiten Person: **Man muss stets die Kontrolle**

**über die Situation behalten.** Dadurch wird vermieden, dass eine gewalttätige Situation entsteht und dass man selbst gefährdet wird (Füllgrabe, 1999a, 2002). Wenn man also sagt, dass ein Verdeckter Ermittler z.B. Stressresistenz oder Originalität bräuchte, aber dies nicht weiter präzisiert, verschleiert dies oft nur die wahren Anforderungen an den Polizeibeamten.

### 3) Falsche Vorstellungen von den Anforderungen

Eine wichtige Frage wird aber bei der Erstellung von Anforderungsprofilen oft nicht gestellt: Warum braucht der Polizist überhaupt diese spezifische Fähigkeit? Oft sind es nämlich lediglich unbewiesene Meinungen, die eine bestimmte Fähigkeit in diesen Profilen auftauchen lassen.

Beispielsweise gibt es die falsche Vorstellung: Wer sich bei einem Gedächtnistest an viele Details erinnern kann, ist ein guter Polizist. Dass dies falsch ist, belegt folgende Untersuchung von Mills, McDevitt und Tonkin (1966): Die Polizei der Stadt Cincinnati (USA) ließ Polizeibewerber Fußstreife einen belebten Bezirk gehen. Sie wurden angewiesen, alles entlang des Weges genau zu beobachten, weil sie möglicherweise über alles befragt würden, was sie entlang des Weges hätten beobachten können. Im Gegensatz zu einem Intelligenztest, einer Diskussionsrunde und einer Beobachtungssituation, bei der man aus Indizien Rückschlüsse auf eine Person und ihr Verhalten schließen musste, erwies sich das Ergebnis der „Fußstreife“ als ungeeignet für die polizeiliche Personalauswahl (Mills, McDevitt & Tonkin, 1966). Dies war verständlich, weil nach der Fußstreife den Bewerbern 25 Fragen gestellt wurden, wie z. B.:

Auf dem Flaggenmast vor dem Polizeihauptquartier steht die Inschrift

- a) A
- b) B
- c) C
- d) überhaupt keine Inschrift.

Der Hinweis auf die Feuerwehrwache an der Hauptstrasse ist

- a) auf der linken Seite
- b) auf der rechten Seite
- c) es gibt dort überhaupt keinen Hinweis. u. Ä.

Der Fehler einer solchen praxisfremden Auswahlmaßnahme ist leicht erkennbar: Es kommt für einen Polizisten nicht darauf an, *viele* Details zu beobachten und sich daran zu erinnern. Vielmehr muss **das Wesentliche** erkannt und erinnert werden!

Worauf es bei der polizeilichen Tätigkeit tatsächlich ankommt, zeigt folgender Bericht eines deutschen Polizeibeamten: „Eines Nachts fuhren wir mit dem Funkwagen eine Straße entlang, genau auf eine Schule zu. Alle Fenster der Schule reflektierten die Lichter der Scheinwerfer. Einige Zeit später kamen wir wieder dort vorbei. Als wir schon ein Stück entfernt waren, fiel mir ein, dass ein im Parterre gelegenes Fenster diesmal nicht die Scheinwerfer reflektiert hatte. Wir fuhren zurück und stellten fest, dass eine Scheibe zertrümmert und das Fenster nur angelehnt worden war.“

Mit Hilfe von zwei weiteren Funkwagenbesatzungen begannen wir die Schule zu durchsuchen. Im Chemiesaal, in einem Schrank versteckt, fanden wir dann zwei jugendliche Einbrecher.

Man sieht also, dass alles Ungewöhnliche, alles von der Norm abweichende Verhalten die Aufmerksamkeit und das Einschreiten von Polizeibeamten auslösen sollte und ein derartiges Reagieren *ausschließlich* auf Problemsituationen verhütet,



dass der Polizist sich in einer ständigen Anspannung befindet. Er wird nur durch Gefahren aktiviert.

#### **4) Die Komplexität der polizeilichen Leistung**

Was macht einen guten Polizisten aus? Die Zahl der Verhaftungen, die er durchgeführt hat, die Belobigungen, die er erhalten hat. Eine Untersuchung von Streifenbeamten aus Chicago zeigt, wie komplex das Leistungskriterium ist. Die Leistungskriterien beinhalteten: Einschätzungen der Vorgesetzten, Abwesenheit vom Arbeitsplatz, Zahl der Verhaftungen, Belohnungen, Disziplinarmaßnahmen und Beschwerden. Daraus ergaben sich interessante Ergebnisse: einige Streifenbeamte, die sehr gute Leistungen hinsichtlich der Zahl der Verhaftungen und Belobigungen aufwiesen, zeigten auch außergewöhnlich schlechte Leistungen im Bereich der innerbetrieblichen Disziplin, Beschwerden und innerbetrieblichen Untersuchungen. Sie neigten dazu, unberechenbar und unzuverlässig zu sein. Manchmal waren sie sehr gut, und manchmal waren sie sehr schlecht. Diese Polizisten waren unterdurchschnittlich in ihrer Fähigkeit, mit zwiespältigen Situationen fertig zu werden, sich angemessen zurück zu ziehen und wirkungsvoll und realistisch mit konkreten Problemen um zu gehen. Sie litten offensichtlich unter dem Konflikt zwischen ihrer Impulsivität und der Kontrolle durch Normen. Da sie in der Lage waren, für einen gewissen Prozentsatz der Zeit wirkungsvoll zu arbeiten, wurden sie vermutlich als „durchschnittlich“ beurteilt (Blau, 1994). Eine derartige Beurteilung verschleiert aber mehr, als sie aussagt. Dagegen wäre eine detailliertere Analyse sehr aufschlussreich.

Die Untersucher zogen den Schluss, dass es möglich wäre, sinnvolle Untergruppen hinsichtlich der Leistung für die Streifenpolizisten zu liefern. Im allgemeinen wurde festgestellt, dass wünschenswerte Eigenschaften für Streifenpolizisten beinhalteten: die Kontrolle impulsiver und emotionaler Reaktionen, eine „Arbeitsorientierung“ statt einer „sozialen“ Orientierung (s. dazu auch Pinizzotto, Davis & Miller III, 1997) und eine realistische statt einer subjektiven oder gefühlsorientierten Haltung gegenüber dem Leben. Die Untersucher meinten, dass die idealen Erfolgsmerkmale eines Streifenpolizisten sich auf „Stabilität“ beziehen. Dies beinhaltet Stabilität in der elterlichen und persönlichen Familiensituation, Stabilität, die aus persönlichem Selbstbewusstsein stammt, die Kontrolle von Impulsen und Stabilität im Sinne, dass man eher eine kooperative statt einer feindseligen oder wettbewerbsorientierten Haltung hat. Teilweise könnte Stabilität aus einem Widerstand gegen Stress stammen und einer realistischen statt einer subjektiven Haltung gegenüber dem Leben (Blau, 1994, p. 75).

Bevor ich das Thema Berufsbild / Personalauswahl verlasse, möchte ich noch einmal zusammenfassend darauf hinweisen, dass es wichtig ist, durch eine Arbeitsplatzanalyse konkrete, leicht zu überprüfende Kriterien zu erstellen. Unerlässlich ist auch, mit einer Erfolgskontrolle die Qualität einer Personalmaßnahme oder eines Auswahlverfahrens zu überprüfen, z.B. dass nach der Einführung des Verfahrens die Zahl der Personen sinkt, die sich nicht bewährt haben (z.B. die Ausbildung nicht geschafft haben). In der Praxis zeigt sich, dass immer wieder Auswahlverfahren auftauchen, die zwar eindrucksvoll und überzeugend wirken, aber wissenschaftlich nicht überprüft sind. Die psychologische Diagnostik zeigt, dass nach Einführung solcher Verfahren die Versagerquote sogar ansteigen kann. Erst wenn harte Daten die Validität eines Verfahrens bestätigen, kann man mit ihm zufrieden sein.

## 8. Eine Polizeiwissenschaft muss „streetwise“ sein.

Vor einigen Jahren war die amerikanische Stadt Milwaukee eine Hochburg von Trickbetrügern. Dann gelang es durch einen glücklichen Zufall, einen der Trickbetrüger zu verhaften. Dieser half der Polizei, A. Mortier zu verhaften, „den Besten der Besten.“

Mortier legte den Polizisten dar, warum die Versuche, Trickbetrüger zu erwischen, oft wirkungslos waren, „ primär, weil die Polizei nicht richtig verstand, wie das Spiel gespielt wurde.“ Diese Formulierung von Marlock (1992) zeigt auf, warum es sinnvoll und wichtig ist, polizeiliches und kriminelles Verhalten gemäß einer **zwischenmenschlichen Spieltheorie** zu sehen (s. a. Füllgrabe 1997, 1999a, 2002). Hätten die Polizisten „die Spielregeln“ gekannt, hätten sie ihr Funkgerät nicht benutzt, wenn sie sich einem Verdächtigen näherten, um ihn zu verhaften. Denn die meisten Trickbetrüger hatten Geräte, um den Polizeifunk abzuhören.

Außerdem verschwendeten die viel Arbeitszeit damit, gegenwärtige und frühere Bankangestellte zu vernehmen, weil der Verdächtige die Details aus dem Bankkonto des Opfers wusste. Wie Mortier aussagte, rufen Trickbetrüger häufig ihre Opfer Tage oder sogar Wochen vor der Tat an. Der Zweck ihrer Anrufe ist, Details über das potentielle Opfer für zukünftige Zwecke zu erhalten. „Sie glauben es nicht, was Menschen ihnen am Telefon erzählen.“

Am wichtigsten war die Feststellung, dass die Polizei zuviel Anstrengung und Zeit damit verschwendete, die Trickbetrüger zu fassen. Einfacher wäre es gewesen, ihnen das Wichtigste wegzunehmen, was sie für ihre Taten brauchten: den leichten Zugriff auf das Geld ihrer Opfer. Bevor die Opfer dem Betrüger das Geld gaben, musste das Opfer es erst von der Bank abheben. Der Erfolg der Trickbetrüger hing auch von ihrer Fähigkeit ab, ihr Opfer daran zu hindern, nachzudenken. Mortier sagte: „Jedes meiner Opfer war intelligent genug, meinen Betrug zu durchschauen. Meine Aufgabe war, sicher zu stellen, dass sie keine Zeit zum Denken hatten.“ (Marlock, 1992, p. 3).

Aus diesen Erkenntnissen wurde ein Präventionsprogramm entwickelt. Die Banken gaben allen Kunden, die größere Geldsummen abheben wollten, ein Formular, in dem knapp die Täuschungsmethoden der Trickbetrüger geschildert wurden, und ließen sie unterschreiben, dass sie es gelesen hatten und die Bank anwies, ihnen das Geld auszuzahlen. Innerhalb der nächsten zwei Jahre sank die Zahl der erfolgreichen Trickbetrügereien um 80%!

Der einzige kurze Rückschlag kam kurz nach Einführung dieser Maßnahmen. Die Trickbetrüger reagierten schnell darauf. Sie warnten ihre potentiellen Opfer vor und sagten, dass dieses Formular lediglich eine Formalität sein und sie darauf bestehen sollten, ihr Geld abzuheben. In vielen Fällen, besonders wenn es sich um ältere Bürger handelte, begleitet der Trickbetrüger die Opfer zur Bank und sprach in ihrem Namen. Um dieser Taktik entgegen zu wirken, wurden die Kassierer angewiesen, zuerst einen Vorgesetzten zu rufen, wenn das Verhalten des Kunden von seinem sonstigen Verhaltensmuster abwich. Die Überlegung, die dahinter stand, war, dass selbst eine solch kurze Unterbrechung den abgebrühtesten Trickbetrüger in Panik versetzen würde. Tatsächlich hatte die zusätzliche Maßnahme den gewünschten Erfolg. Andere Städte übernahmen das Programm ebenfalls.

Marlock (1992) weist auch darauf hin, dass man beständig die sich verändernden Methoden der Trickbetrüger erfassen und entsprechend darauf reagieren muss.

„ .....die Strafverfolgungsbehörden müssen so kreativ und organisiert sein wie die Kriminellen, deren Handlungen sie unterbrechen wollen“ (Marlock, 1992, p. 3).

Marlock (1992) zeigt anschaulich, warum es notwendig ist, „streetwise“ zu sein, also zu wissen, wie andere Menschen – spezifisch Täter - denken, fühlen und handeln (s. a. Füllgrabe, 1997), wie man sie entsprechend anspricht und wie man sich ihnen gegenüber sachgerecht verhält. Derartige Denk- und Handlungsstrukturen spezifisch von Jugendlichen aus der Unterschicht wurden z.B. anschaulich von Mills (1958) dargestellt. „Streetwise“ zu reden und zu handeln ist übrigens ein wichtiger Bestandteil von Farrellys **Provokativer Therapie** (Farrelly & Brandsma, 1974), die z. B. betont, dass der Therapeut sich flexibel auf die jeweilige Sprachebene des Klienten begeben muss, besonders, wenn diese von der gepflegten Sprach – und Denkweise der Mittelschicht abweicht.

Doch in welchen Bereichen der Ausbildung werden Polizeibeamte mit dem Denken, den Tricks und den spezifischen Verhaltensweisen von Gewaltbereiten und Straftätern vertraut gemacht? Zumeist hört man dort sehr viel über *Kriminalität*, aber kaum etwas über die *psychologische Seite von Straftätern*.

Irgendwie ist es erstaunlich, dass z.B. Firmen durch Marktforschung alles Wissenswerte über ihre potentiellen Kunden und Klienten in Erfahrung bringen wollen, während man gerade in einem durchaus gefährlichen Beruf wie dem des Polizeibeamten kaum etwas über eine wichtige Gruppe seiner beruflichen Interaktionspartner bei der Ausbildung erfährt. Die Ausbildung ist vor allem auf den harmlosen Bürger und den verärgerten Autofahrer bei einer Kontrolle ausgerichtet. Man kann sich leicht vorstellen, was geschieht, wenn ein derart ausgebildeter Polizist einem „kalten Praktiker angewandter Gewalt“ begegnet, um nur eine der zehn (!) von Toch (1969) gefundenen Persönlichkeitsstrukturen gewaltbereiter Personen zu nennen. Dieser handelt ganz anders, als man es bisher gewohnt ist, als man es in der Ausbildung gelernt hat. Dies löst vermutlich einen derartig starken Überraschungseffekt aus, dass es zu irrationalem und selbstschädigendem Verhalten von Polizisten kommen kann: einer Gruppe von gewaltbereiten Personen den Rücken zu zu drehen oder sich die Dienstwaffe aus der Hand nehmen lassen u. Ä. (Pinizzotto & Davis, 1995). Es wäre falsch dies mit den Auswirkungen von Routine zu erklären. Gefährdung durch Routine würde bedeuten, dass man vorher sorgfältig auf Gefahren achtete. Aber so ist es nicht, durch die Ausbildung wurde überhaupt kein kognitives Schema für Gefahrensituationen aufgebaut! Man hat also kein Gefahrenradar entwickelt! Allerdings gibt es durchaus Fälle, wo Routine gefährliche Auswirkungen haben kann: ein angesehener Bürger, den man seit Jahrzehnten kennt, wird bei einer Fahrzeugkontrolle nicht durchsucht. Später stellt sich heraus, dass er Selbstmordabsichten hatte und einen Revolver bei sich trug.

Marlocks (1992) Schilderung der Trickbetrüger zeigt auch, warum gerade eine zwischenmenschliche Spieltheorie kriminelles und anderes Verhalten gut beschreiben kann: Wie bei einem Schachspiel folgt ein Zug dem Zug des vorherigen Spielers. Im Gegensatz zu einem Schachspiel geht es aber bei der Kriminalität um Täuschung und Betrug: Der Täter versucht seinen Gegner zu täuschen, zu betrügen, zu übervorteilen, auszubeuten oder sogar zu vernichten. Dazu stellt er auch eigene Spielregeln auf, die nur ihm nützen.

Ein Polizist oder ein Bürger, der eine derartige spieltheoretische Betrachtungsweise der Kriminalität besitzt, wird daraus mehrere Konsequenzen ziehen:

- a) Ich muss rechtzeitig erkennen, dass sich jemand derart unkooperativ verhalten wird. Es geht hier also um die Fähigkeit des Lügenentlarvens (Ekman, 1985; Füllgrabe, 1995), die Kenntnis der Strategien und Tricks von Betrügern usw.

- b) Ich muss wissen, wie ich mich sachgerecht dagegen wehren kann. Wie muss ich mich verhalten? Was muss ich sagen? Habe ich die Möglichkeit zur Selbstverteidigung?

Wer diese Denkweise nicht übernimmt, läuft nicht nur Gefahr, leichter Opfer eines Verbrechens zu werden, sondern auch, in Krisen posttraumatische Symptome (PTSD) zu entwickeln. PTSD tritt nämlich dann auf, wenn bei einem Überfall, bei einem Unglück oder einem anderen einschneidenden Ereignis die Dinge so gesehen werden: Es trifft mich völlig überraschend. Es ist unfair, dass das ausgerechnet *mir* passiert ist usw. (Füllgrabe, 1997).

## 9. Überleben ist kein Zufall

Es hat schon immer Versuche gegeben, Faktoren zu ermitteln, die das Überleben von Gefahrensituationen erleichtern und ermöglichen. Damit diese aber nicht lediglich eine zusammenhanglose und unvollständige Aneinanderreihung von „survival behaviors and traits“ (wie bei Band und Vasquez, 1991, S. 3) darstellen, ist es sinnvoll und wichtig, sie in einer Theorie zu integrieren, die diese Faktoren sinnvoll ordnet und aufzeigt, wie sie miteinander verknüpft sind. Ich schlage für diese Theorie den Begriff **Survivability** (von *to survive* und *ability*), vor. Diese Theorie - deren Ansätze in Füllgrabe (1999a, 2002) dargestellt werden - soll die Faktoren aufzeigen, die das Überleben in gefährlichen Situationen begünstigen, aber auch die Faktoren, die das Gefahrenpotential erhöhen. Und sie soll einer **theoriegeleiteten Praxis** dienen.

Wichtige Erkenntnisse hierzu ergaben sich aus der Analyse der konkreten Vorfälle, die zum Angriff oder sogar Tod eines Polizeibeamten führten. Dazu lieferten Sessar et al. (1980) quantitative Daten, während die große Bedeutung der amerikanischen Untersuchungen (Pinizzotto & Davis, 1995; Pinizzotto, Davis & Miller, 1997) darin besteht, sehr viele und vertiefte Informationen hinsichtlich des Verhaltens, der Persönlichkeit und der Sichtweisen der Polizisten *und* der Täter zu liefern.

Daraus lassen sich nicht nur viele praktische Hinweise für die Eigensicherung ableiten, was man in den verschiedenen Phasen eines Ereignisses (vor, während und nach einem Ereignis) konkret tun sollte.

Sie liefern auch viele theoretische Einsichten. Beispielsweise verdeutlichen sie die Notwendigkeit, die polizeiliche Tätigkeit nicht nur hinsichtlich des Verhaltens, der Kognitionen usw. des individuellen Polizisten und seines Interaktionspartners zu sehen, sondern auch die Interaktion selbst gemäß einer *zwischenmenschlichen* Spieltheorie zu betrachten, worauf bereits Toch (1969) hingewiesen hatte. Denn in vielen zwischenmenschlichen Interaktionen findet man keine rationalen Entscheidungen; die Handlungen dienen keineswegs dem eigenen Vorteil, sondern sind – weil z.B. die Existenz sozialer Fallen übersehen wird – nicht selten sogar selbstschädigend (Füllgrabe, 1996, 1997).

Welche praktische Bedeutung hat diese zwischenmenschliche Spieltheorie? Das Problem, dass ein Polizist durch zwei gegensätzliche Fehler gewalttätige Interaktionen auslösen kann, durch zu unkooperative *oder* zu kooperative, vertrauensselige Handlungen, lässt sich durch eine einfache, aber wirksame Handlungsanweisung leichter lösen: Sei freundlich, kooperativ. Setze dich aber *sofort* gegen Ausbeutung und Gewalt zur Wehr! Wer sich mit Spieltheorie auskennt, sieht sofort, dass es sich hierbei um die TIT FOR TAT – Strategie (TFT) handelt, die sich in Axelrods (1991) Computerturnieren als die erfolgreichste Strategie erwies. Dass natürlich der Erfolg einer Strategie auch von der Art der anderen Strategien im

Gesamtsystem abhängt (s. Axelrod 1991) und dass z.B. unter bestimmten Voraussetzungen SHUBIK – eine härter reagierende TIT FOR TAT – Variante - noch erfolgreicher als TFT sein kann (Füllgrabe 1994), ändert nichts an der Tatsache, dass gerade TFT in Gefahrensituationen die beste Strategie darstellt. Die Tatsache, dass „Überlebensexperten“ neben einer starken kooperativen Orientierung z.B. auch problemlösende kognitive Schemata und Verhaltensweisen aufweisen, belegt, dass TFT nicht nur eine Computerstrategie, sondern auch eine Überlebensstrategie ist.

#### **10. Welche Polizeibeamte sind gefährdet?**

Pinizzotto et al. (1998, p. 23) stellen in einer Tabelle die Verhaltensweisen von amerikanischen Polizisten gegenüber, die im Dienst getötet oder angegriffen wurden. Zu beachten ist, dass viele der auf den ersten Blick hin positiv erscheinenden Verhaltensweisen problem erzeugend sein können:

## Verhaltensbeschreibungen

### *Polizisten, die im Dienst getötet wurden*

- Freundlich zu jedermann.
- Wird in der Gemeinde und in der Dienststelle geschätzt.
- Neigt dazu, weniger Gewalt zu benutzen, als andere Polizisten in ähnlichen Umständen benutzt hätten.
- Fleißig
- Neigt dazu, seine Aufgaben mehr unter dem Gesichtspunkt der Öffentlichkeitsarbeit als unter dem Gesichtspunkt der Durchsetzung der Gesetze zu sehen.
- Dienstleistungsorientiert.
- Benutzt Gewalt nur als letztes Mittel.
- Befolgt nicht alle Vorschriften, besonders hinsichtlich Verhaftungen, Auseinandersetzungen mit Gefangenen, Verkehrskontrollen und Warten auf verfügbare Sicherungsposten.
- Glaubt in der Lage zu sein, Menschen und Situationen „lesen“ (richtig einschätzen) zu können und lässt als Folge davon mit seiner Wachsamkeit nach.
- Neigt dazu, das Gute in anderen zu suchen.
- Entspannt, unbekümmert und lax, lässig, nimmt die Dinge, wie sie sind.

### *Polizisten, die angegriffen wurden*

- Freundlich
- Fleißig
- Dienstleistungsorientiert
- Ist bereit, Gewalt auszuüben, wenn es gerechtfertigt ist.
- Folgt nicht festgelegten Vorschriften und Maßnahmen, besonders bei Verhaftungen, Verkehrskontrollen und bei der Anforderung oder Warten auf vorhandene Sicherungsposten.
- Glaubt in der Lage zu sein, Situationen oder Personen „lesen“ (= richtig einzuschätzen) zu können und lässt als Folge davon mit seiner Wachsamkeit nach.
- Überlebender

Beispielsweise ist es grundsätzlich für einen Polizisten richtig und wichtig, freundlich zu sein (s. z. B. Toch, 1969). Warum sollte aber gerade dies den angegriffenen und getöteten Polizisten zum Verhängnis geworden sein? Betrachten wir dazu auch die Aussage „Neigt dazu, das Gute in anderen zu suchen.“ Diese Haltung führte – wie viele Verhaltensbeschreibungen (z. B. Pinizzotto & Davis, 1995) zeigen – zu einer fehlenden Wahrnehmung der Gefährlichkeit von Personen und Situationen. In einem Fall führte die Vertrauensseligkeit des später getöteten Polizisten dazu, dass er während eines Gefangenentransports den mehrfach wegen Gewalttätigkeiten Vorbestraften nicht nur vorschriftswidrig und unangemessen fesselte, ihn vorschriftswidrig auf dem Beifahrersitz fahren ließ, sondern ihm auch ausführlich seine persönlichen Probleme schilderte (Pinizzotto & Davis, 1995).

Die Möglichkeit, dass jemand plötzlich gewalttätig handeln könnte, ist offensichtlich nicht im Weltbild von Polizisten verankert, die dazu neigen „das Gute in anderen zu suchen“. Es entspricht nicht ihren Erwartungen, dass jemand unprovokiert gegen sie Gewalt ausüben könnte. Wenn dies aber dann doch geschieht, löst das bei ihnen, weil sie geistig nicht darauf vorbereitet sind, kopfloses, planloses Handeln oder Passivität aus.

Was wäre aber – psychologisch gesehen – die Alternative zu ihrem Verhalten gewesen? Die Tatsache, dass unfreundliche, unkooperative Polizisten sehr leicht Konflikte erzeugen (Toch 1969), zeigt, dass auch ein derartiges Verhalten nicht nachahmenswert ist. Die Lösung für das Problem findet man, wenn man die polizeilichen Interaktionen aus dem Blickwinkel einer **zwischenmenschlichen Spieltheorie** betrachtet. Entsprechend kann man es so formulieren: Die freundliche Orientierung der angegriffenen oder getöteten Polizisten war zwar grundsätzlich richtig, denn der erste Schritt von TFT ist freundlich und wichtig, um eine vertrauensvolle Beziehung aufzubauen. Diese Polizisten versäumten es aber, *auch* den *zweiten* Schritt der TFT – Strategie in ihr Denken und Verhaltensrepertoire aufzunehmen: „Setze dich **sofort** gegen Ausbeutung und Gewalt zur Wehr.“ Vielmehr benutzten sie die Strategie „Immer kooperativ“, hatten also ein eingegrenztes Verhaltensrepertoire. Dass sie dann auf eine mehr oder minder unkooperative, gewaltbereite Person / „Strategie“ trafen, wurde ihnen zum Verhängnis.

Die Vermittlung von Wissen hinsichtlich der Erkenntnisse der zwischenmenschlichen Spieltheorie hätte vielleicht dieser Katastrophe vorgebeugt. Die einfache Erkenntnis, dass unkooperative Personen das freundliche Verhalten eines Kooperationsbereiten nicht positiv, als Einladung zu einer kooperativen Interaktion, betrachten, sondern als Schwäche deuten, könnte geeignet sein, ein „Gefahrenradar“ bei einer Person zu aktivieren. Es könnte auch bewirken, dass mehr Signale der Selbstsicherheit ausgestrahlt werden. Tatsächlich zeigen Untersuchungen, dass vor allem Polizisten angegriffen werden, die nichtsprachliche Signale der Schwäche ausstrahlen (s. z. B. Pinizzotto & Davis, 1995).

Auch die lockere und unbekümmerte Haltung von später getöteten Polizisten ist angesichts dieser Überlegungen und der Ereignisse keineswegs positiv zu bewerten, sondern kann, in Verbindung mit anderen Faktoren wie des zu positiven Bildes von potentiellen Interaktionspartnern, der durch die tatsächlichen Ereignisse widerlegten Selbstüberschätzung, andere Menschen und Situationen richtig einschätzen zu können und der Missachtung von Vorschriften, eher als Gefährdungsfaktor angesehen werden. Die lockere Haltung ist vermutlich der körperliche Ausdruck dessen, was Langer (1991) mit Gedankenlosigkeit („mindlessness“) bezeichnet. Die Interviewer der amerikanischen Studie (Pinizzotto & Davis, 1995) stellten nämlich ein interessantes Phänomen fest. Obwohl sie bei der Befragung von Kollegen der getöteten Polizisten nicht ausdrücklich danach gefragt hatten, berichteten die

Kollegen häufig spontan, dass bei den getöteten Polizisten nach langjährigen guten Beurteilungen die letzte Beurteilung vor ihrem Tode schlechter ausgefallen war. Offensichtlich waren sie in ihrem dienstlichen Verhalten nachlässiger geworden, und ihr Handeln durch Gedankenlosigkeit (Langer, 1991) beeinträchtigt.

Das Adjektiv „fleißig“ für Beamte, die einen Angriff überlebten, ist ebenfalls keineswegs positiv zu werten. Die extrem leistungsmotivierten Polizisten wollten nämlich alles alleine machen, ohne die Hilfe eines Kollegen abzuwarten, ohne Vorgesetzte über ihre Vorgehensweise zu informieren. Deshalb gerieten sie leicht in eine gefährliche Lage (Pinizzotto et al., 1997).

Dass die **TIT FOR TAT – Strategie** tatsächlich die polizeiliche Tätigkeit selbst in einer unfriedlichen Umgebung erleichtern kann, zeigt folgendes Beispiel. Bobinsky (1994, p. 18), ein amerikanischer Polizeibeamter, der mit Jugendgangs zu tun hat, beschrieb seine Haltung folgendermaßen:

„Trotz meiner Intoleranz gegen Jugendgangs im Allgemeinen, zeigen die Mitglieder der örtlichen Gangs einen mürrischen Respekt für mich und meine Position. Sie erkennen es an, dass ich jede Person auf eine individuelle Basis behandle und sie nicht bloß als Gangmitglieder sehe. Sie stellen fest, dass ich einen Job zu tun habe und dass, wenn ich sie mit Respekt behandle, ich auch von ihnen den gleichen Respekt als Gegenleistung verlangen kann. Ich werde selten enttäuscht.“

Er berichtet dann von folgendem Ereignis: Einige Mitglieder einer Gang machte ihn darauf aufmerksam, dass ein Mitglied einer rivalisierenden Gang ein gestohlenen Auto in den Distrikt des Polizisten gefahren hatte. Sie brachten den Polizisten zu dem Auto, er stellte das Auto sicher und verhaftete den Täter - mit Hilfe von Informationen, die ihm die Jugendlichen geliefert hatten. Man kann also sagen: Obwohl der Polizist auch gelegentlich negative Sanktionen verhängen muss, hat er gewissermaßen eine Art „TIT FOR TAT- Kultur“ aufgebaut. Die Gangmitglieder sehen, dass er viele Aufgaben erfüllen muss und erfüllt von der Unterstützung anderer Polizisten bei Notfällen, über das Lösen von Parkproblemen bis hin zum Nachhause bringen verirrter Kinder. Und da er seine Rolle fair ausfüllt, auch gegenüber Mitgliedern von Gangs, löst er auch Akzeptanz und - im kleineren Ausmaß - Kooperation aus.

## 11. Das Fehlen einer umfassenden kriminalistischen Theorie

Obwohl Vernehmungen zu den Standardaufgaben von Polizeibeamten gehören, die alltäglich überall anfallen, gibt es z.B. keine umfassende Theorie der Vernehmungspsychologie. Noch erstaunlicher: Vernehmungstechnik wird Polizeibeamten keineswegs immer und *überall systematisch* und *umfassend* vermittelt. Es ist zwar schon einige Jahrzehnte her, dass mir ein hoher Beamter von Scotland Yard auf meine Frage, wie man in England die Kunst der Vernehmung vermittelt, sinngemäß sagte: „ Das muss jeder Beamter durch Versuch und Irrtum selbst lernen.“ Doch da ich in der letzten Zeit auch von deutschen Polizeibeamten Klagen über das Fehlen einer systematischen Ausbildung hinsichtlich Vernehmung hörte, scheint mir hier ein großer theoretischer und praktischer Handlungsbedarf zu herrschen.

Eine gute Vernehmungstechnik ist nicht nur wichtig, **um einen Täter zu überführen, sondern auch, um einen Unschuldigen zu entlasten!**



Eine fundierte kriminalistische Ausbildung ist unerlässlich zur Vermeidung von Ermittlungsspannen und Justizirrtümern. Dazu folgendes krasse Beispiel : Edwin M. Borchard beschrieb und analysierte in seinem 1932 erschienenen und 1970 von Da Capo Press, New York, erneut aufgelegten Buch „Convicting the Innocent“ 65 Justizirrtümer. In 8 der berichteten Mordfälle war überhaupt kein Verbrechen geschehen, niemand war ermordet worden! In sechs dieser Fälle tauchten die angeblich ermordeten Personen „gesund und munter“ wieder auf, nachdem der Täter schon einige Zeit im Gefängnis saß. Für Borchard (1932) ist dies ein starkes Argument gegen die Todesstrafe.

Gründe für diese Justizirrtümer lagen im Problem der Zeugenaussagen:

- Falsche Identifizierung; teilweise sah der Verdächtige dem Täter ähnlich.
- Fehlerquellen bei der Beobachtung.
- Zeugen hatten gelogen.
- Fehler der Ermittlungsbehörden.
- Keine sorgfältigen Ermittlungen.

Mit wenigen Ausnahmen, wo Fakten bewusst verschwiegen oder gefälscht wurden, lagen Fehler z. B. in einer einseitigen Ermittlung begründet. Der Verdächtige wurde automatisch als Schuldiger betrachtet und es wurde nur noch in diese Richtung ermittelt. Dies ist besonders dann der Fall, wenn der Verdächtige bereits vorher verurteilt worden war oder negative Erfahrungen mit der Polizei hatte. Offensichtlich geschahen diese Fehler, weil die Polizisten nichts von der Existenz des „Othello - Fehlers“ (Ekman 1992) wussten: Ist man zu misstrauisch, glaubt man selbst einem Unschuldigen nicht! Deshalb wird gerade an dieser Stelle die Notwendigkeit einer guten theoretischen Fundierung der Kriminalistik deutlich. Wer sich nur als „Praktiker“ fühlt, übersieht leicht existierende Probleme und Fehlerquellen.

## 12. Das Dilemma des Lügenentlarvers

Wenn eine Person bei einer Vernehmung, einer Zollkontrolle usw. unruhig ist, Zeichen von Nervosität zeigt oder sogar offene Angst, ist das dann ein Beweis dafür, dass diese Person lügt, etwas zu verbergen hat, eine Tat begangen hat? Keineswegs, denn wie Ekman (1985) nachweist, könnten die Anzeichen von Erregung und Angst z. B. auch daher rühren, dass die Person

- die Situation selbst als unangenehm empfindet,
- Angst hat, dass man sie zu Unrecht einer Lüge bezichtigt, ihr ein Verbrechen zuschreibt,
- Schuldgefühle wegen eines völlig anderen Ereignisses hat (s. Ekman, 1985).

Andererseits darf nicht übersehen werden, dass mancher Täter oder Lügner deshalb unentdeckt bleibt, weil er keine Erregung empfindet oder seine Erregung nicht sichtbar werden lässt.

Der Lügenentlarver steht also vor folgendem Dilemma:

a) Er glaubt einer Person nicht und läuft damit Gefahr, einen Unschuldigen zu verdächtigen

oder

b) Er glaubt der Person und läuft damit Gefahr, auf eine Lüge hereinzufallen.

Es gibt also vier Möglichkeiten (Füllgrabe, 1995):

		Der Beobachter deutet das Verhalten des Verdächtigen als	
		ehrlich	unehrlich
Der Verdächtige ist in Wirklichkeit	ehrlich	glaubwürdiger Ehrlicher	zu Unrecht Beschuldigter
	unehrlich	nichtentlarvter Uehrlicher	entlarvter Uehrlicher

Wie kann man aber die beiden Fehlerquellen vermeiden und verhindern, dass jemand zu Unrecht beschuldigt wird, andererseits aber ein Täter oder Lügner nicht entlarvt wird?

Ein Ansatz wäre dabei die Schaffung einer vertrauensvollen Atmosphäre. Alleine dies könnte schon genügen, um bei einem Unschuldigen die Erregung zu verringern bzw. verhindern, dass Angstzeichen ausgelöst werden. Darüber hinaus könnte ein Schuldiger, ein Lügner den Eindruck haben, er könne den Gesprächspartner „übers Ohr hauen“. Dadurch könnte bei ihm das Gefühl „Freude am Täuschen“ ausgelöst werden (s. Ekman 1985; Füllgrabe, 1995) und deshalb bei ihm im Gesicht z. B. ein verstecktes oder asymmetrisches Lächeln sichtbar werden.

Ist dagegen eine Beziehung zwischen Menschen schlecht und durch Misstrauen gekennzeichnet, ist die Unterscheidung zwischen Lüge und Wahrheit schwieriger. Wenn jemand ständig zu Unrecht beschuldigt wird, wird er bei *jeder* Anschuldigung Zeichen von Angst zeigen - gleichgültig ob er lügt oder die Wahrheit sagt („Othellofehler“, Ekman, 1985)

### 13. Der Polygraph ist kein „Lügendetektor“

Es muss noch einmal betont werden: Die Zeichen von Furcht, Scham oder Schuld in den emotionalen Reaktionen, ob in Gestik, Mimik, Stimme, Worten oder autonomen Nervensystem (z. B. gemessen durch den Polygraphen), sind mehrdeutig und keine eindeutigen Lügensignale.

Deshalb ist auch der Polygraph kein „Lügendetektor“, er erfasst lediglich physiologische Reaktionen. Die Messergebnisse des Polygraphen unterliegen den gleichen Gesetzmäßigkeiten und Problemen wie grundsätzlich beim Lügenentlarven. Um zu einer sachgemäßen Deutung der Ergebnisse der Polygraphen zu gelangen, muss zunächst das „Dilemma des Lügenentlarvers“ gelöst werden: Zwei entgegengesetzte Fehler müssen unbedingt vermieden werden:

- glaubt man einer Person, könnte man einem geschickten Lügner zum Opfer fallen.
- ist man zu misstrauisch, glaubt man selbst einem Unschuldigen nicht („Othellofehler“).

Die Messung physiologischer Reaktionen liefert keineswegs unbeeinflussbare Daten, wie es z. B. bei einer Speichelprobe für eine DNA-Analyse der Fall ist.

Vielmehr stellt das Polygraphentesten einen zwischenmenschlichen Vorgang dar, bei dem

- die zwischenmenschliche Situation
  - die Erwartungen, Gefühle u. ä. der Tatperson
  - die Erwartungen, Vorurteile usw. des Testers
- auf das Testergebnis Einfluss nehmen.

Die Testperson kann schon mit relativ einfachen Mitteln das Ergebnis des Polygraphentests beeinflussen (Füllgrabe, 1995).

Gerade das Beispiel des Polygraphen zeigt auf, dass selbst plausibel erscheinende Methoden nicht unbedingt einer wissenschaftlichen Prüfung standhalten müssen.

Versuche, mit spezifischen Fragetechniken die Genauigkeit des Testergebnisses zu erhöhen, erhöhen nämlich jeweils spezifische Fehlerquellen.

- Die „Kontrollfragentechnik“ erhöht die Zahl der zu Unrecht Verdächtigten (1985).

Der Verdächtige wird dabei nicht nur mit Fragen konfrontiert, die *bedeutsam* für das Verbrechen sind, sondern auch mit *Kontrollfragen*: (z. B.: „Stahlen Sie *die* 750,- DM?“). Durch diese Technik wird nämlich die Gesprächsatmosphäre sehr misstrauisch gestaltet, so dass ein Unschuldiger sogar bei Sachverhalte emotional reagiert, die nichts mit der Tat zu tun haben (s. Anderson – Fall in Ekman, 1985; Füllgrabe 1995).– Bei der „Guilty Knowledge“ – Technik wird der Verdächtige nach Sachverhalten gefragt, die angeblich nur der Täter wissen kann. In Realität erhöht sich durch diese Technik die Zahl der unentdeckten Täuscher (Ekman, 1985). Auch kann ein Unschuldiger durch die Presse, ungewollte Hinweise bei der Vernehmung etwas über die Tat wissen.

#### 14. Die Notwendigkeit einer differenzierteren Betrachtung von Straftätern

Ein fundamentaler Fehler, der weit reichende negative theoretische und praktische Auswirkungen hat, besteht darin, dass man Straftäter zu einheitlich sieht. Das zeigt sich z.B. darin, dass bei Büchern usw. über Vernehmungstechnik nie nach der Persönlichkeitsstruktur der Täter unterschieden wird. Aber eine erfolgreiche Vernehmung hat als Voraussetzung, dass man das Spezifische der Person anspricht. Selbst eine grobe Einteilung kann deshalb in der Praxis ausreichen, z. B. in **sozialisierte, impulsive** und **übergehemmte/ gestörte Täter** (Füllgrabe, 1975, 1995).

Auch die kriminologische Betrachtungsweise wird dadurch beeinträchtigt, dass man nicht nach der Persönlichkeitsstruktur differenziert. Beispielsweise fand Müller (1997) bei rechtsextremistischen Gewalttätern folgende unterschiedlichen Strukturen: der **Überzeugte** mit rechtsextremen Orientierungen, der **Mitläufer** mit diffusem politischem Weltbild und Gefühlen wie Wut, Neid, Angst oder Enttäuschung, der **Cliquenzentrierte**, für den Straftaten ein Teil der Gruppenaktivitäten darstellen, der **Aggressive**, der „Lust an der Gewalt“ hat, der **Deviante**, der nicht unbedingt eine rechtsextreme Haltung besitzt und eine entsprechende Tat meist „nur“ eine von vielen Straftaten ist.

Man sieht daraus, wie undifferenziert oft die soziologische Betrachtung der Kriminalität ist, wenn versucht wird, die Ursachen dafür auf *eine* und vor allem eine *sozialpolitische* Ursache zurückzuführen. Die Tatsache, dass auch gesellschaftliche Einflüsse z.B. auf die Höhe der Kriminalität in einem Land einwirken (Füllgrabe, 1997) darf nicht den Blick dafür verstellen, dass diese Einflüsse höchstens das Weltbild, Denken und Fühlen des Täters beeinflussen, dass aber für eine Tat der Täter selbst verantwortlich ist.

Durch seinen empirischen Ansatz widerlegt Müller bestimmte gängige, aber unbewiesene Meinungen, z. B. (1997, S.48), „daß weder rechtsextremistischen Orientierungen noch rechtsextremistisch motiviertere Gewalt allein über die Schaffung von Arbeitsplätzen begegnet werden kann.“ Oder (S. 61) „daß die Hinwendung zu rechtsextremistischen Orientierungen keineswegs in erster Linie über Deprivationserfahrungen und daraus resultierende Selbstwertprobleme der entsprechenden Personen erklärt werden kann.“ – von 41 Befragten hatten 23 ein positives Selbstbild, und 12 neigten zur Selbstüberschätzung.

Die Ursachen für diese rechtsextremen Orientierungen sieht Müller in „emotionalen Desintegrationserfahrungen“. Im familiären Bereich sind dies: ein Mangel an Aufmerksamkeit, Zuwendung, Anerkennung und emotionaler Nähe; im gesellschaftlichen Bereich: eine extreme Leistungsorientierung und eine „immer häufiger wahrnehmbare Diskrepanz zwischen Reden und Handeln.“

## 15. Die Bedeutung der Interaktion

Eine Untersuchung von Ekman und O'Brien (1991) zeigte, dass Richter, Polygraphenexperten und Psychiater schlecht Lügen in einer Kommunikation – aus nichtsprachlichen Signalen – erkennen konnten, im Gegensatz zu Geheimdienstbeamten (Ekman, 1992). Dies mag zwar zunächst nur amerikanische Verhältnisse widerspiegeln und auf den Bereich der nichtsprachlichen Signale beschränkt sein. Doch zeigt diese Untersuchung auf, dass gerade die direkte Interaktion mit Menschen die Überlegenheit der Geheimdienstbeamten ausmachte:

Sie mussten genau das Verhalten der anderen Person beobachten und darauf reagieren. Natürlich sind auch hier Fehlerquellen möglich, aber paradoxerweise wird gerade dadurch die Kunst der Wahrheitsfindung gefördert. Der Beobachter ist nämlich gezwungen **alles** genau zu registrieren und entsprechend zu gewichten.

Beispielsweise weiß der gute Lügenentlarver,

- dass physiologische und gefühlsmäßige Reaktionen mehrdeutig sein können. Eine erhöhte Lidschlagquote zeigt nur an, dass die Person aufgeregt, erregt usw. ist, aber nicht unbedingt, dass sie an dieser Stelle lügt.
- dass die Abwesenheit von „Lügensignalen“ noch nicht bedeutet, dass der andere nicht doch lügt. Er wird deshalb noch nach weiteren Beweisen suchen. Und er wird auch auf Dinge achten, die für das Lügnerkennen wichtig, aber relativ unbekannt geblieben sind.

Beispielsweise hat der Lügenentlarver gerade bei einer Person, die ihre Gefühle gut verbergen kann, noch einen großen Trumpf in der Hand. Relativ viele Personen verraten sich durch ihre Freude am Täuschen. Dieser positive Gefühlszustand ist z. B. durch das asymmetrische Lächeln (Ekman, 1985) erkennbar.

Auch an dieser Stelle wird deutlich, wie wichtig bei der polizeilichen Arbeit die Betrachtung der **Interaktion**, der gegenseitigen Beeinflussung der beiden Gesprächspartner, Polizist und Bürger, ist und wie sinnvoll es ist, den *zwischenmenschlichen* Bereich der polizeilichen Arbeit gemäß einer **zwischenmenschlichen Spieltheorie** zu betrachten. Das Lügenentlarven ist nämlich wie ein Schachspiel, bei dem jeder mit seinem Zug auf den Zug des Vorgängers reagiert. Und um Erfolg zu haben, muss man die Spielregeln genau kennen. Und jeder der beiden Interaktionspartner hat Möglichkeiten und Techniken, den anderen Matt zu setzen und dagegen kann man seine eignen Techniken einsetzen.

Man kann aber auch mit der TIT FOR TAT - Strategie erreichen, dass die Spielregeln freundlich gestaltet werden, wie Belsky (1994) im Zusammenhang mit seinen Ausführungen zu Community Policing aufzeigte (s. Kap. 11). Sein „Erfolgsrezept“ war einfach: er trat mit den Jugendlichen in eine Interaktion ein und vermied eine „defensive Kommunikation (Gibb, 1961).

Der amerikanische Kommunikationsforscher Gibb (1961) hatte bei der Beobachtung von verschiedenen Gruppen festgestellt, dass die Gesprächsatmosphäre durch 6 Prinzipien entweder konstruktiv, vertrauensvoll gestaltet werden kann oder zu **defensiver Kommunikation** führen kann. Gibb versteht unter „defensiv“, dass die andere Person nur noch darauf aus ist, ihr Selbstbild zu wahren und nicht mehr dem Gesprächspartner zuhört, für Hinweise, Informationen und Belehrungen nicht mehr zugänglich ist. Defensive Kommunikation kann ausgelöst werden, wenn man

- die andere Person **bewertet**, statt ihr (Fehl-) Verhalten zu *beschreiben*.
- den Eindruck erweckt, es ginge nur darum, **Kontrolle über die Person auszuüben** und nicht darum, ein Problem zu lösen. Eine polizeiliche Kontrolle kann deshalb problemlos sein, wenn deutlich wird, dass es um die legale und friedliche Lösung eines Sachproblems geht und nicht um eine *willkürliche* Amtshandlung!
- den Eindruck erweckt, man wolle den anderen **manipulieren**. Hier geht es um das Problem der **Fairness**. Eine polizeiliche Handlung kann deshalb auch dann Akzeptanz finden, wenn sie mit negativen Sanktionen verbunden ist, vorausgesetzt, sie wird als **fair** angesehen.
- **psychologische Distanz** zeigt und z.B. kein **Verständnis** für den Standpunkt der anderen Person hat (ohne diesen unbedingt zu akzeptieren).
- **Überlegenheit demonstriert**, statt Gleichrangigkeit betont
- **dogmatisch** argumentiert, statt differenziert argumentiert.

Gibb (1961) hat auf der Grundlage seiner Beobachtung von Menschen etwas Wichtiges zu der Bedeutung und Wichtigkeit dieser Prinzipien festgestellt : Wenn man von einem Gesprächspartner als fair angesehen wird, als jemand, der den Standpunkt des Partners zur Kenntnis nimmt (ohne ihn unbedingt zu billigen), kann man auch Fehlverhalten direkt ansprechen, ohne Widerstand auszulösen. (Dies ist auch ein Erfolgsrezept der Provokativen Therapie, s. Farrelly und Brandsma, 1974.) Das bedeutet konkret: wenn man seine Maßnahmen erklärt und **begründet**, wird selbst dann weniger Widerstand ausgelöst, wenn man eine negative Maßnahme durchführt (z. B. Geldstrafe verhängt).

Zur Illustration ein negatives Beispiel bei einer Personenkontrolle. Als der Polizist von den überprüften Studenten nach dem Grund seiner Maßnahmen gefragt wurde, sagte er sinngemäß, dass er seine Gründe dafür hätte und dass er ihnen dafür keine Rechenschaft schuldig sei. Dies löste bei den Studenten den Eindruck der Willkür und Verärgerung aus, und die Situation hätte leicht eskalieren können.

Die Gründe für die mangelnde Kooperationsbereitschaft dieses Polizisten sind nachträglich kaum zu ermitteln, sie spiegeln aber ein zumeist übersehenes Problem wider. Ein Dozent einer deutschen Fachhochschule berichtete mir folgende Beobachtung: Was man im Kommunikationstraining gelernt hat, bricht in der Praxis häufig zusammen. Die Trainierten verfallen im Ernstfall leicht wieder in einen autoritären Stil. Hier finden wir Parallelen zu den Erkenntnissen von Dörner (1989), dass in Krisen schlechte Systemsteuerer eine **intellektuelle Notfallreaktion** zeigen (s. a. Heublein, 1997,1999). Hinsichtlich des Kommunikationstrainings könnte ein Grund dafür sein, dass zwar viele abstrakte Prinzipien (z. B. 4 Seiten einer Botschaft) vermittelt werden, aber nicht die grundlegenden Erkenntnisse von Gibb (1961). Auch

in einer stressbelasteten polizeilichen Situation kann man die Situation gut steuern, wenn man sich an das einfache Prinzip erinnert: Begründe Deine Maßnahmen! Nach meiner Einschätzung wird durch die Überfrachtung eines Unterrichts (hier Kommunikation) ein wichtiges Prinzip verletzt, das im Amerikanischen das KISS – Prinzip genannt wird (**Keep it simple stupid.**). Es stellt für pädagogische Fragen das dar, was im Wissenschaftsslang „William Occams razor“ genannt wird: Wenn es für ein Phänomen zwei Erklärungen gibt, sollte man im Zweifelsfalle die einfachere dieser Erklärungen wählen.

Dass es überhaupt zu einer Überfrachtung des Unterrichts kommt, könnte daran liegen, dass man Lehrstoffverteilungspläne nicht auf der Grundlage der tatsächlichen Anforderung der realen beruflichen Situationen z. B. nach einer Arbeitsplatzanalyse, erstellt. Man beachte: Gibb (1961) hat keineswegs nur Überlegungen angestellt, was für eine konstruktive Kommunikation wichtig wäre, sondern er hat das *tatsächliche* Verhalten von Menschen beobachtet und analysiert und daraus wichtige Prinzipien abgeleitet, an die man sich selbst in einer Stresssituation leicht erinnern kann und die leicht in der Praxis umsetzbar sind.

## 16 Die Notwendigkeit neuer Denkweisen

Wie Heublein (1999) aufzeigt, benötigen wir teilweise völlig neue Denkweisen, um die Zukunft zu bewältigen. Dies trifft auch für die polizeiliche Arbeit zu. Wie aber Zinner (1988) am Beispiel der Verbreitung des kopernikanischen Weltbildes aufzeigte, dauerte es viele Jahrhunderte, bis sich die Einsicht durchsetzte, dass sich die Erde um die Sonne dreht. Dass sich viele wichtige und praxisrelevante Erkenntnisse nicht durchsetzten und erst nach vielen Jahrzehnten neu entdeckt oder wieder entdeckt wurden, hat z.B. Sacks (1998) umfangreich dokumentiert. Es ist offensichtlich so, wie der Physiker Max Planck es formulierte, dass häufig eine Idee sich nicht deshalb durchsetzt, weil sie gut ist, sondern weil ihre Gegner aussterben. Es gibt verschiedene Gründe dafür, dass eine richtige Idee sich nicht automatisch durchsetzt:

- **Sie erfordert oft ein bestimmtes Umdenken**, wofür evtl. auch die Kenntnis bestimmter wirkender Faktoren fehlt. Beispielsweise stand jahrhundertlang der kopernikanischen Lehre – wegen Unkenntnis des Prinzips der Schwerkraft - die Vorstellung entgegen: Wenn sich die Erde tatsächlich bewegen würde, würden viele Dinge einfach von der Erde wegfliegen.
- Man konzentriert sich nur auf **die Schwachstellen der Theorie**. Da Theorien häufig auch noch (nicht bewiesene) Hypothesen beinhalten, können sie stellenweise Mängel beinhalten. Sowohl das ptolomäische Weltbild (Die Sonne dreht sich um die Erde.) hatte Mängel (Zinner, 1988, S. 106), auch die kopernikanische Lehre hatte Schwachstellen und beinhaltete Irrtümer (Zinner, 1988, S. 186 –187). Insgesamt stimmte aber die kopernikanische Lehre besser mit den astronomischen Daten überein.
- **Die kognitive Struktur erschwert das Hinzulernen**. Miculincer (1997) stellte z.B. fest, dass Menschen mit einem sicheren Bindungsstil eher bereit sind, neue Informationen aufzunehmen und ihre kognitiven Schemata zu öffnen als Menschen mit einem ängstlich – ambivalenten oder distanzierten Bindungsstil.
- **Zeitmangel**. Man hat einfach nicht die Zeit, sich mit allem Neuen zu beschäftigen.

- Man hat überhaupt **keine Kriterien** dafür entwickelt, **über die Richtigkeit zweier konkurrierender Theorien** (oder die Richtigkeit bestimmter Anteile der Theorie) zu entscheiden zu können. Dadurch ergeben sich aber praktische Probleme. Zitieren alleine genügt nicht! Beispielsweise kann man keine Spieltheorie der polizeilichen Arbeit dadurch erstellen, dass man etwa auf Bücher der klassischen Spieltheorie zurückgreift. Bereits 1969 hatte Toch darauf hingewiesen (ein weiterer Beleg dafür, dass sich richtige Ideen nur langsam durchsetzen), weil die klassische Spieltheorie mit ihrem Weltbild der rationalen Entscheidungen keineswegs auf polizeiliche und viele andere zwischenmenschlichen Probleme anwendbar ist. Sie berücksichtigt z.B. nicht die Existenz von Täuschungsversuchen, sozialen Fallen (Füllgrabe, 1996,1997), unterschiedliche Entscheidungen auf der Grundlage des Bindungsstils (Füllgrabe, 1996,1997, Miculincer, 1997). Auch angesichts der unterschiedlichen aggressiven und irrationalen Kognitionen der verschiedenen von Toch (1969) beschriebenen Gewalttäter wird deutlich, dass die klassische Spieltheorie wenig Einsichten hinsichtlich gewalttätiger Interaktionen des Alltags liefert. Deshalb kann man Ochs (1999, pp. 168 - 169) zustimmen, wenn er schreibt : „Wenn man die Spieltheorie als eine Theorie sozialer Interaktionen und nicht bloß als einen Zweig der reinen Mathematik ansieht, muss sie die wichtigsten Gesetzmäßigkeiten des Verhaltens vereinigen, die man beobachten kann, wenn Spiele sozialer Interaktionen gespielt werden.“
- Alternative Thesen können attraktiver sein, wenn sie das Gefühl der Kompetenz vermitteln. Erst später erweist sich dieses Gefühl als **Kompetenzillusion** (s. Dörner 1989). Die Psychoanalyse Freuds ist ein typisches Beispiel, weil der Betreffende den Eindruck hat, man könne viele Dinge damit erklären (Füllgrabe, 1997).
- **Sie steht dem Zeitgeist entgegen.** In einer Zeit des Individualismus, mit extremer Betonung des Individuums, entwickeln Menschen keineswegs *automatisch systemisches Denken*. Dies wäre aber wichtig, wie viele psychologische Gebiete zeigen, von den Computersimulationen (Dörner, 1989; Heublein 1997, 1999) bis hin zur Provokativen Therapie, deren Therapieziel lautet: Nimm das Ruder deines Lebens selbst in die Hand (Farrelly & Brandsma, 1974). Der Polizist, der sich als ein Teil eines Gesamtsystems sieht, kann seine Interaktionen sachgemäßer gestalten und besitzt eine größere Survivability (Füllgrabe, 1999a).

## Literatur

- Axelrod, R. (1991). *Die Evolution der Kooperation*. München: Oldenbourg.
- Bobinsky, R. (1994). Reflecting on community – oriented policing. *FBI Law Enforcement Bulletin*, Vol. 64, March 1994, pp. 15 – 19.
- Band, S. R. & Vasquez, I. J. (1991). The will to survive. *FBI Law Enforcement Bulletin*, Vol. 60, Nr. 8, pp.1 – 4.
- Blau, T. H. (1994). *Psychological services for law enforcement*. New York: John Wiley & Sons.
- Dörner, D.(1989). *Die Logik des Misslingens*. Reinbek: Rowohlt.
- Ekman, P. (1985). *Telling Lies*. New York: Norton.
- Farrelly, F. & Brandsma, J. (1974). *Provocative Therapy*. Cupertino: Meta Publications.
- Füllgrabe, U. (1975). *Persönlichkeitspsychologie*. Stuttgart: Richard Boorberg Verlag (4. Auflage 1982).
- Füllgrabe, U. (1978). *Menschenkenntnis*. Stuttgart: Richard Boorberg (3. Auflage 1987).
- Füllgrabe, U. (1994). TIT FOR TAT - Die Erfolgsstrategie im Spiel des Lebens (Teil4). *Magazin für die Polizei*, Vol. 25, Nr. 215, S. 18 - 22
- Füllgrabe, U. (1995). *Irrtum und Lüge*. Stuttgart : Richard Boorberg Verlag.
- Füllgrabe, U. (1996). Die Beziehungsfalle - Warum Frauen bei einem Mann bleiben, der sie schlägt. *Magazin für die Polizei*, Vol. 27 ,240 ,14 - 22
- Füllgrabe, U. (1997). *Kriminalpsychologie: Täter und Opfer im Spiel des Lebens*. Frankfurt: Edition Wötzel.
- Füllgrabe, U. (1999a). Survivability: Überlebensfaktoren in gefährlichen Situationen – Zur Psychologie der Eigensicherung. *Praxis der Rechtspsychologie*, 9 (1), 28 – 52.
- Füllgrabe, U. (1999b). Der Faktor Gesundheit als Thema einer Polizeiwissenschaft. *Exekutiv – Report*, Vol. 5, Nr. 9, S. 11 – 17.
- Garfield, C. (1986). *Peak performers*. New York: William Morrow.
- Gibb, J. R. (1961). Defensive communication. *Journal of Communication*, Vol.11 (3), September 1961, pp.141 – 148.
- Heublein, A. (1997). *Planen und Entscheiden in einer komplexen Situation: Ein Vergleich zwischen Engländern und Deutschen*. Diplomarbeit im Studiengang Psychologie .in der Fakultät Pädagogik, Philosophie und Psychologie an der Otto-Friedrich –Universität Bamberg.
- Heublein, A. (1999). Sind wir unserer Welt noch gewachsen? *Magazin für die Polizei*, Vol. 30, Nr. 281, September 1999, S. 21 – 24.
- Hornthal, S. (1970). *Ein Beitrag zum intellektuellen Berufsbild des Kriminalbeamten*. *Der Kriminalist*, Nr. 12, S. 5 – 12.
- Langer, E. I.(1991). *Aktives Denken*. Reinbek: Rowohlt
- Marlock, D.M. (1992). How to con a con. *FBI Law Enforcement Bulletin*, Vol. 61, Nr. 7, pp.. 1- 3.
- Miculincer, M. (1997). Adult attachment style and information processing: individual differences in curiosity and cognitive closure. *Journal of Personality and Social Psychology*, Vol. 72, pp. 1217 – 1230.
- Mills, R.B., McDevitt, R. J. & Tonkin, S. (1966). Situational Tests in Metropolitan Police Recruit Selection. *Journal of Criminal Law, Criminology, and Police Science*, Vol. 57, pp. 99 – 106.
- (Erschien auch in: L. D. Goodstein & R. I. Lanyon (Eds.) (1971). *Readings in Personality Assessment* (pp. 323 – 335). New York: John Wiley & Sons.



- Mischel, W. (1976). Toward a cognitive social learning reconceptualization of personality. In N. S. Endler & D. Magnusson (Eds.), *Interactional psychology and personality* (pp. 166 – 207). New York: Wiley & Sons.
- Müller, J. (1997). *Täterprofile: Hintergründe rechtsextremistischer Gewalt*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- Musil, J. (1999). Brauchen wir eine Polizeiwissenschaft? *Magazin für die Polizei*, Vol. 30, Nr. 281, September 1999, S. 18 – 20.
- Ochs, J. (1999). Coordination in market entry games. In D. V Budescu, I. Erev & R. Zwick (Eds.), *Games and Human Behavior* (pp. 143 –172). Mahwah: Lawrence Erlbaum.
- Pinizzotto, A. J. & Davis, E. F. (1995). Killed in the line of duty -Procedural and training issues. *FBI Law Enforcement Bulletin*, Vol. 64, Nr.3, pp. 1 – 6.
- Pinizzotto, A. J., Davis, E. F. & Miller III, C. E. (1997). *In the Line of Fire: Violence Against Law Enforcement. A Study of Selected Felonious Assaults on Law Enforcement Officers*. Washington: United States. Department of Justice. Federal Bureau of Investigation. National Institute of Justice.
- Pinizzotto, A. J., Davis, E. F. & Miller III, C. E. (1998). In the line of fire: Learning from assaults on law enforcement officers. *FBI Law Enforcement Bulletin*, Vol. 67, Nr. 2, pp.15 – 23.
- Sacks, O. (1998). Skotom: Vergessen und Mißachtung in der Wissenschaft. In R. B. Silvers (Hrsg.), *Verborgene Geschichten der Wissenschaft* (S. 147 – 186). München : Knaur.
- Sessar, K.A., Baumann, U. & Müller, J. (1980). *Polizeibeamte als Opfer vorsätzlicher Tötungen*. Wiesbaden: Bundeskriminalamt.
- Toch, H.J.(1969). *Violent Men*. Chicago: Aldine Publishing Company.
- Whimbey, A. (1976). You can learn to raise your IQ –score. *Psychology Today*, Vol. 9 Nr. 8, pp. 27 – 29 & 84 – 85.
- Wolman, B. B. (1965). Clinical Psychology and the philosophy of science. In B. B. Wolman (Ed.), *Handbook of Clinical Psychology*, (pp. 3 - 27). New York: McGraw – Hill.
- Zinner, E. (1988). Entstehung und Ausbreitung der copernikanischen Lehre. München: C.H. Beck.